

Knaur.

TANJA KINKEL



VENUS WURF

ROMAN

»Das alte Rom wird lebendig!« *NDR*

Tanja Kinkel

Venuswurf

Roman

Inhaltsübersicht

Zeittafel

I.

- I.
- II.
- III.
- IV.
- V.

II.

- I.
- II.
- III.
- IV.
- V.

III.

- I.
- II.
- III.
- IV.
- V.

IV.

- I.
- II.

- III.

Anhang

- Karte – Rom zur Kaiserzeit
- Karte – Das Reich des Augustus
- Stammbaum der Julisch-Claudischen Kaiserdynastie
- Nachwort der Autorin
- Einige Vergleichszahlen zur Größe Roms und des Römischen Reiches
- Währungen und Preise
- Essen in Rom zu Zeiten von Venuswurf
- Sklaven
- Römische Feiertage
- Die Lex Julia
- Ein Blick hinter die Kulissen
- Nachgefragt

- 44 vor Christus** Ermordung Caesars; die Verschwörer wollen die Republik retten, die sie von Caesars angeblichem Streben nach der Königskrone gefährdet sehen.
- 43 vor Christus** Caesars Erbe Octavian, Feldherr Marcus Antonius und General Aemilius Lepidus schließen sich zum 2. Triumvirat zusammen. Nachdem die republikanische Opposition ausgeschaltet worden ist, beginnt der Kampf zwischen den drei Machthabern.
- 38 vor Christus** Caesar erfährt durch den Senat posthum Vergöttlichung; dies macht auch seinen Adoptivsohn Octavian zu einem Menschen göttlicher Abstammung. Er lässt sich von seiner zweiten Frau Scribonia scheiden, der Mutter seines einzigen leiblichen Kindes Julia, und heiratet Livia Drusilla.
- 36 vor Christus** Lepidus wird entmachtet, das Reich aufgeteilt in die Osthälfte (unter der Gewalt von Antonius) und die Westhälfte mit Rom (unter der Gewalt von Octavian).
- 32 vor Christus** Offener Konflikt zwischen Octavian und Antonius, der Cleopatra geheiratet hat. Auf Octavians Geheiß erklärt der römische Senat der ägyptischen Herrscherin den Krieg.
- 31 vor Christus** Schlacht von Actium (Griechenland). Marcus Vipsanius Agrippa besiegt die römisch-ägyptische Flotte des Antonius. Eroberung Ägyptens. Ein Jahr später sterben Cleopatra und Antonius.
- 29 vor Christus** Octavian lässt sich zum Konsul wählen.

27 vor Christus Der Senat verleiht Octavian den Ehrennamen Augustus (*der Erhabene*). Seine Sonderstellung kommt in der Bezeichnung *Princeps* – Erster Bürger – zum Ausdruck. Die Republik besteht nur noch *pro forma*.

18 vor Christus Augustus' Tochter Julia, verheiratet mit Marcus Vipsanius Agrippa, bringt ihr viertes Kind zur Welt: Julilla.

12 vor Christus Augustus wird zum *Pontifex Maximus* ernannt.

2 vor Christus Augustus klagt seine Tochter Julia des Ehebruchs und der sittlichen Verderbnis an; sie wird auf die Insel Pandataria verbannt.

7 nach Christus Augustus' Enkel Postumus wird auf die Insel Planasia verbannt.

I.
SUBURA



I.

Es war laut, das fiel ihr als Erstes auf. Ungeheuer laut.

Zu Beginn ihrer Reise hatten die anderen miteinander geschwätzt, bis ihre Stimmen in Dunkelheit, Erschöpfung und Angst versickerten. Die Nacht war immer noch nicht vorbei, aber mittlerweile hörten sie von allen Seiten Geräusche. Von Rädern, die kein Loch und keinen Stein auf der Straße ausließen. Von Fuhrwerk um Fuhrwerk, das hinter ihnen, vor ihnen oder neben ihnen von Rindern, Eseln oder Menschen gezogen wurde. Flüche, Knirschen und Scharren, das sie nicht einordnen konnten. In ihren Dörfern hatte es selbst an Erntetagen nicht so viel Lärm gegeben, und ganz gewiss nicht in der Nacht.

»Heb mich hoch!«, forderte Tertia, nachdem sie sich vergeblich auf die Zehenspitzen gestellt hatte, um durch die Spalten des Verschlags zu spähen, und berührte den Mann, der an ihrer Seite kauerte, mit dem Ellbogen. »Wir müssen in der Stadt sein. Ich will die Stadt sehen!«

Selbst sitzend war er noch größer als sie. »Warum?«, fragte er dumpf. »Hast du es so eilig, verkauft zu werden?«

»Ich werde nicht verkauft«, sagte Tertia scharf. »Ich werde gerettet.«

Er schnaubte verächtlich und beachtete sie nicht weiter. Dafür äußerte sich die einzige andere Person, die aus dem gleichen Dorf wie Tertia stammte. »Du hast Glück, dass

deine Eltern dich nicht schon längst losgeworden sind«, sagte Fausta verächtlich.

»Das sind nicht meine Eltern«, erwiderte Tertia in einem hohen Singsang. »Sie haben mich als Kind gefunden, wie Romulus und Remus. In Wirklichkeit bin ich die Tochter eines griechischen Königs, und er wird in der Stadt sein, um mich zu retten.« Ihre Geschichte hatte zu Beginn der Reise einige der anderen zum Lachen gebracht, aber mittlerweile nicht mehr.

»König der Missgeburten, meinst du wohl«, sagte Fausta. Dann versank sie wieder in dem gleichen dumpfen Schweigen, das der Rest der Gefangenen sich teilte.

Es roch nach Schweiß, nach Angst und Pisse, und trotz ihrer Aufregung spürte Tertia, wie ihr Magen sich zusammenkrampfte. Aber sie wusste auch, dass die anderen sie zwingen würden, in ihrem Erbrochenen zu sitzen, nicht einmal aus Bosheit, sondern weil sonst kein Platz in dem engen Verschlag war. Der Händler hatte dafür gesorgt, dass sein Karren an allen Seiten von hohen Wänden begrenzt wurde, für den Fall, dass jemand an Flucht dachte. Es gab noch nicht einmal die Möglichkeit, den Kopf darüber in die frische Luft zu strecken. Also versuchte sie alles, um sich zu beherrschen. Und dabei auch einen Gedanken zu unterdrücken: dass sie sich ihr neues Leben anders vorgestellt hatte.

Inmitten von Lärm und Gestank zählte sie an den Fingern ihre wichtigsten Zahlen ab: Drei mal fünf, so alt war sie. Drei Kühe, die sich ihr Vater für das Geld kaufen

konnte, das er für sie bekommen hatte. So viel Geld, wie sein Bruder in zwei Jahren in der Legion verdiente, hatte er zu Tertias Mutter gesagt. Auf eine dritte Drei brachte sie es nicht, denn sie war nur zwei Fuß und einen Spann hoch. Mit vier Jahren war sie nicht mehr weiter gewachsen. Tertia hatte sich schon lange damit abgefunden, dass sie nie größer werden würde. Und sie wusste, dass Fausta Recht hatte: Es war ein Glück, dass man sie damals nicht einfach aussetzte. Ein Mädchen, das ein Zwerg war, konnte nur ein unnützer Esser bleiben, den nie jemand heiratete und der noch nicht einmal richtig auf dem Hof zupacken würde. Aber was Fausta nicht wusste, war, dass es keinen Grund gab, Tertia zu bedauern. O nein.

Das Mädchen presste die Finger ihrer linken Hand in den geöffneten Teller ihrer rechten, einmal, zweimal, dreimal, viermal, und hörte schließlich auf. Die Summe, die ihr Vater erhalten hatte, überstieg den Preis der drei Kühe um ein Vielfaches; solche Zahlen hatte sie nie gelernt, weil in ihrer Familie nie jemand so viel von etwas besessen hatte. Ganz bestimmt brachte es ihre Eltern über den Winter, mindestens das. Und das war ein großes Glück. Es gab mehr und mehr freie Bauern, die ihre Schulden einfach nicht mehr begleichen konnten, vor allem, weil die Güter in der Umgebung mittlerweile fast alle reichen Leuten aus der Stadt gehörten, die Sklaven hatten, um sie zu bewirtschaften. Tertia, die klein genug war, um fast überall ein Versteck zu finden und all die Gespräche zu belauschen,

die sie nicht hören sollte, verstand lange nicht, warum ihre Eltern nicht taten, was doch auf der Hand lag.

»Ziehen wir doch in die Stadt!«, platzte sie eines Tages heraus, als sie mit ihrer Mutter die Ziege melkte. Ihre Mutter wusste, dass sie nicht die nächste Ortschaft meinte. In Latium gab es nur eine Stadt, die wirklich zählte. Sie schaute Tertia mit großen Augen an und schwieg.

»Dort gibt es Getreidespenden für die Armen«, fuhr Tertia fort. »Jeder sagt das.«

»Dein Vater wird seinen Hof nie verlassen, sein Dinkelfeld, seine Erbsen und seinen Kohl«, stellte ihre Mutter traurig fest.

Tertia hielt das für dumm. Sie begriff nicht, was an dem Hof, der nichts als Arbeit und Hunger bedeutete, so besonders sein sollte. Vor allem, als der Vater schließlich ihre letzte Kuh und die letzte Ziege verkaufen musste und ihnen damit auch noch die Grundlage für Käse und Quark genommen wurde.

Im Dorf hatte es nur eine Person gegeben, die schon einmal in der Stadt gewesen war, die blinde Caeca. Vier Jahre nach Tertias Geburt war sie mit einem großen Wagenzug in die Gegend gekommen und zurückgelassen worden. Als ein Zeichen der Götter, wie die Frömmeren im Dorf meinten; weil die Herrschaft eine Dienerin nicht mehr ernähren wollte, die ihr Augenlicht verloren hatte, sagten die Böswilligeren. Caeca selbst behauptete, eine Priesterin zu sein, und versuchte, sich nützlich zu machen, indem sie für jedermann Segenssprüche sprach und die Rituale

durchführte. Die Älteren im Dorf hatten zunächst ihre Zweifel; gewiss, sagten sie, wäre eine Priesterin immer versorgt worden, doch konnte man sich bei Caeca wirklich sicher sein, dass sie dieses hohe Amt zu Recht einnahm? Caeca unternahm nie einen Versuch, sich zu rechtfertigen. Das taten bald andere für sie. Tertia vergaß nie, welchen Schutz eine Behauptung bot, die man nicht beweisen musste.

Ganz egal, was der Rest des Dorfes dachte, für Tertia war Caeca von Anfang an eine Heldin. In ihrer Kindheit hatte sie jedes Mal, wenn die anderen Kinder sie jagten, bei Caeca Unterschlupf gefunden, das erste Mal, als die Dorfbewohner noch nicht sicher waren, ob sie die blinde Frau durchfüttern sollten. Danach hatte Tertia ihren Vater bestürmt, und er hatte sich schließlich auf die Seite derer gestellt, die Caeca für ein Geschenk der Götter hielten, was diese Gruppe in die Lage versetzte, die andere zu überstimmen.

Caecas Geschichten von der märchenhaften Stadt waren unendlich besser und schöner als die alltägliche Plackerei. Getreide gab es dort umsonst, ein Geschenk des gütigen Augustus Caesar an die Armen, und nur prunkvolle Häuser aus Stein. In der Stadt gab es sogar andere Zwerge; Caeca schwor, dass sie früher, vor ihrer Erblindung, mit eigenen Augen eine Zwergin erblickt hatte. Die Menschen scherzten und lachten den ganzen Tag miteinander, statt sich gegenseitig anzugrunzen, niemand nannte einen anderen eine Missgeburt, und Wortwitz war mehr gefragt

als Muskelkraft. Für Tertia, die bereits Übung darin hatte, sich mit Worten zu verteidigen, und nun zunehmend lernte, Caeca Dinge zu beschreiben, welche die alte Frau nicht sehen konnte, klang das mehr als erstrebenswert. Die Stadt wurde alles, wovon sie träumte, und nach Caecas Tod kam sie einer Besessenheit gleich. Tertia war bereit, alles zu tun, um dem Schweigen zu entkommen, in das sie seit dem Verlust der Freundin zurückgefallen war.

Es hatte eine Weile gedauert, bis es ihr bewusst wurde, aber Caeca hatte ihr mehr geschenkt als Geschichten. Tertia war sich allerdings nicht ganz sicher, ob dieses Geschenk gut oder schlecht für sie war: Caeca hatte eine andere Sprache gesprochen als die Leute im Dorf. Wenn man sich beim Brunnen oder auf den Feldern begegnete, dann war eine Unterhaltung wie das einsame Zirpen einer Grille, mit nur wenigen, immer gleichen Tönen. In den Stunden aber, die sie mit Caeca verbracht hatte, waren die Worte geflogen wie das vielfältige, vielstimmige Summen eines ganzen Bienenschwarms. Und nun gab es niemanden mehr, der Caecas Sprache verstand, nicht im Dorf. Dort machte man sich sogar über Tertias Sprechweise lustig, die sie von ihrer einzigen Freundin übernommen hatte, und sie musste sich Mühe geben, um wieder wie alle anderen zu klingen. In der Stadt dagegen gab es nur solche Menschen wie Caeca, davon war sie überzeugt.

Sollte Fausta ruhig glauben, dass Tertias Eltern sie verkauft hatten, um den Hof behalten zu können, so wie es ihr selbst ergangen war. Tertia wusste es besser. Nach der

schlechten Ernte des letzten Jahres, als sogar die Eicheln und Bucheckern nicht mehr genügten, um das Brot zu strecken, und sie stattdessen zu Lupinenkernen und Baumrinde greifen mussten, war die Stadt alles geworden, wovon Tertia sprach. Im Dorf gab es für sie keine Zukunft. Niemand heiratete eine Zwergin, und alleine konnte sie das Feld, das ihrem Vater gehörte, nicht bewirtschaften. Ihre Mutter musste dem Vater erzählt haben, wie Tertia sich nach der Stadt sehnte. Und er hatte einfach den besten Weg gefunden, um seiner Tochter diesen Wunsch zu erfüllen. Ihre Eltern liebten sie. *Deswegen* hatte der Vater sie verkauft. Nicht aus Missachtung, sondern aus Liebe.

Caeca hatte ihr prophezeit, dass sie in der Stadt ihr Glück fände. Und das malte Tertia sich aus, wieder und wieder, während die Räder des Fuhrwerks über Pflastersteine holperten, die immer ebenmäßiger wurden. Im Übrigen konnte es wirklich sein, dass sie ein Findelkind war. Noch nie hatte es in der Familie einen Zwerg gegeben. Ein Zwerg zu sein war etwas Verachtenswertes, ein Unglück, das die anderen Dorfbewohner dazu brachte, Tertias Eltern zu bemitleiden oder sich lustig über sie zu machen. Tertia hatte ihre frühe Kindheit damit verbracht, sich ihres Daseins zu schämen. Erst Caecas Geschichten hatten ihr das Gefühl gegeben, etwas wert zu sein. So wie im Dorf war es nicht überall. Weit, weit weg gab es bestimmt ein Königreich, das nur von Zwergen bewohnt wurde, und es musste der Stadt tributpflichtig sein, denn

das war die ganze Welt. Ein Gesandter konnte auf dem Weg dorthin ... Sie versank in ihrer zweitliebsten Fantasie.

Als das Fuhrwerk endlich zum Stehen kam und der Verschlag geöffnet wurde, hielt Tertia den Atem an und kniff die Augen zusammen. Mittlerweile zeigte sich die erste, blasse Morgenröte am Himmel. Tertia konnte viele andere Fuhrwerke erkennen. Und Menschen, jede Menge Menschen, die vorbeiliefen, rannten, stolperten, schlenderten.

»Raus mit euch«, rief der Händler, klang jedoch weniger mürrisch als erleichtert. Er hatte ihnen gesagt, dass innerhalb der Stadt von Sonnenaufgang bis zwei Stunden vor Sonnenuntergang keine Fuhrwerke fahren durften, seit der göttliche Julius, Gaius Julius Caesar, das vor über fünfzig Jahren so angeordnet hatte. Wenn sie die Stadtgrenzen nicht rechtzeitig erreicht hätten, dann wäre es für ihn notwendig gewesen, einen weiteren Tag für den Unterhalt seiner Ware aufzukommen.

»Ich bin noch nicht lange in dem Geschäft«, hatte er vertraulich zu Fausta gesagt, an der er offenbar Gefallen fand, und ihr wohlgefällig über den Hintern gestrichen. »Ich war selbst ein ehrlicher Bauer, früher, aber man muss leben.«

Fausta war zurückgezuckt, als sich ihr der Händler näherte, und hatte dann, als Tertia ihr eine Grimasse schnitt, das Heulen angefangen. Die beiden Mädchen waren gleich alt, und als Kinder hatten sie ein paar Mal

zusammen gespielt, bis es offensichtlich wurde, dass Tertia nicht mehr wuchs. Für Tertia war es bedeutungslos gewesen, dass ihre Spielgefährtin ein Gesicht wie eine Ziege hatte, aber Fausta hatte angefangen, mit den anderen Spottverse auf sie zu singen. Nun waren sie beide in der gleichen Lage, aber Fausta benahm sich, als hätte sie das nicht verdient. Sie war dumm.

Es war schwer, zwischen all den hastenden Beinen und Bäumen hindurchzublicken und mehr von der Umgebung zu erkennen, nachdem sie alle herausgeklettert waren, doch schließlich gelang es Tertia, als sie den Kopf weit genug in den Nacken legte. Ihr blieb der Mund offen stehen.

Steinern und bunt türmte sich an einem Ende des Platzes ein Haus auf, wie sie noch keines gesehen hatte, rund, mit Säulen und Stufen davor. Nichts Kleines und Hölzernes war an dem Gebäude, und selbst das Haus des reichsten Bauern im Dorf hätte ein paar Mal hineingepasst; im ersten Moment dachte Tertia, sie würde einen Blick direkt in den Olymp werfen. Gewiss lebten die Götter in solchen Gebäuden. Dann wanderte ihr Blick vom Dach und den Säulen etwas tiefer, zu all den Stufen, auf denen es wimmelte, fluchte und schimpfte. Ihr wurden die vielen Menschen bewusst, die hier die Nacht verbracht haben mussten; so viele, wie an einem Erntetag im Dorf zusammenkamen. Keiner von ihnen trug etwas anderes als alte und abgerissene Tuniken, und wenn sie die Augen zusammenkniff, konnte sie Geschwüre und Beulen bei

vielen von ihnen erkennen. An diesen Menschen war nichts Göttliches. Einigen von ihnen fehlte ein Arm oder ein Bein. Im blassen Licht des Morgens wirkten sie wie Traumgebilde; im Dorf hatte es nie so viele Krüppel und Bettler gegeben, und hier beachtete sie kaum einer von den anderen Menschen, die mit Talglichtern in der Hand über den Platz rannten oder sich um Raum für ihr Fuhrwerk zankten. Die übrigen Gebäude, die Tertia ausmachen konnte, schienen aus Holz zu sein, aber das war auch alles, was sie mit den Katen daheim gemeinsam hatten.

»Lauf nicht weg«, warnte der Händler, als sie geblendet ein paar Schritte auf das riesige Steinhaus zu machte.

»Ich wollte nur ...«

»Kleines, ich hab dich nicht hergebracht, damit du in Tempeln betest«, sagte er sachlich und nicht unfreundlich.

»Das kannst du machen, wenn dein neuer Herr es erlaubt.«

Tempel. Im Dorf gab es eine heilige Quelle, aber keinen Tempel. Also hatte Tertias erster Eindruck sie nicht völlig getrogen. Natürlich mussten in so einem Haus die Götter wohnen.

Was der Händler über das Weglaufen gesagt hatte, brachte Tertia auf einen neuen Gedanken. Bei so vielen Menschen holte er sie nie ein, wenn sie tatsächlich losrannte. Sie konnte zwischen den Beinen hindurchschlüpfen; er konnte das nicht. Sie konnte sich verstecken, an Orten, wo sonst kein Mensch hineinpasste.

»Ich habe Hunger«, sagte Fausta leise neben ihr, und das erinnerte Tertia daran, dass auch ihr der Magen knurrte, vor allem jetzt, wo man wieder etwas anderes als die stickige Luft des Verschlags riechen konnte und ihr nicht mehr übel war. Erneut legte sie den Kopf zurück und spähte zu den Bettlern auf den Tempelstufen hinüber. Es sah nicht so aus, als ob ihnen jemand zu essen gab. Frei zu sein hatte also auch Nachteile, dachte Tertia und erinnerte sich an den Hunger daheim. Die Bettler starrten zurück, und als Tertia sich bewusst wurde, dass die Blicke ihr galten, als sei sie ein Hund mit zwei Köpfen, wurde sie unruhig. Schließlich war das hier die Stadt, nicht das Dorf, und die Leute sollten andere Zwerge gesehen haben, so wie Caeca es versprochen hatte. Oder etwa nicht?

Der Händler stemmte die Arme in die Hüften und musterte seine fünf Sklaven. Tertia holte tief Luft und stieß hervor: »Wir sehen bestimmt alle viel gesünder und kräftiger aus, wenn wir gegessen haben!«

»Das hoffe ich«, entgegnete der Mann, dem ihr Vater sie verkauft hatte, trocken, aber er winkte einen der zwischen den Fuhrwerken herumlaufenden und mit Körben beladenen Sklaven heran, und sie bekamen alle ein Stück von dem Brot, das er für ein As erwarb. Wie sie es daheim getan hatte, kaute Tertia eine halbe Ewigkeit daran, um den Hunger wenigstens etwas zu vertreiben. Es half wenig, was auch daran lag, dass es irgendwo in der Nähe nach frischem Fisch roch. Außerdem kaufte sich der Händler selbst etwas Käse, ehe er begann, sich ausgiebig mit dem

Inhaber des nächsten Fuhrwerks zu unterhalten. Der scharfe Duft ließ Tertia das Wasser im Munde zusammenlaufen, doch es hatte keinen Sinn, den Händler um ein Stück zu bitten. Und auch, was sie von dem Gespräch belauschen konnte, klang nicht sehr ermutigend: Der Einzelhandel sei einfach nicht mehr das, was er einmal gewesen wäre, weil die Legionen ganze Barbarendörfer als Billigsklaven mitbrächten. Es gäbe sogar ein paar besserwisserische Anwälte, die sich durch Prozesse einen Namen machen wollten und darum immer öfter darauf hinwiesen, dass Italiker frei geboren seien und überhaupt nicht verkauft werden dürften. Ihr Beharren darauf, dass man nur als Sklave geboren werden oder durch Krieg und zur Bestrafung dazu gemacht werden dürfe, löste bei dem anderen Fuhrwerksbesitzer die Bemerkung aus, seiner Ansicht nach wären Anwälte ohnehin Menschen, deren Unkenntnis des Gesetzes nicht bestraft, sondern belohnt wurde; ihretwegen musste man neuerdings jedes Mal einen Zeugen dafür bemühen, dass der Vater der Familie, dessen Gewalt über seine Angehörigen jedes andere Gesetz übertraf, dem Verkauf zugestimmt hatte.

»Wenn ich das Geld nicht wieder reinkriege, das ich für die fünf hier ausgegeben habe, wird mir nichts anderes übrig bleiben, als sie zu ertränken«, sinnierte der Händler.

»Für das Ding da«, meinte der andere und nickte in Tertias Richtung, »wirst du allemal dein Geld bekommen. Zwerge sind selten. Die anderen ...«

Tertia hatte genug gehört. Sowenig sie Fausta ausstehen konnte, ertränkt zu werden war ein Schicksal, das keiner verdiente. Außerdem fühlte sie sich ein klein wenig für das andere Mädchen verantwortlich. Zu jeder anderen Familie im Dorf gehörten viele Kinder, doch Tertias Geschwister waren alle kurz nach ihrer Geburt gestorben. Bei viere war sie alt genug gewesen, um es zu erleben, und seitdem wurde sie das Gefühl nicht los, dass sie etwas dagegen hätte tun müssen. Fausta war nicht ihre Schwester, aber doch ein Teil ihrer Kindheit. Vielleicht war dies die Gelegenheit, ihre Schuld wieder gutzumachen.

Tertia zupfte Fausta am unteren Rand ihrer zerknitterten Tunika und gestikulierte so unauffällig wie möglich, um ihr klar zu machen, dass sie fortlaufen sollte, ohne es laut auszusprechen. Mittlerweile war die Sonne zur Gänze aufgegangen und umgab Faustas krauses Haar und ihr verweintes, fleckiges Gesicht mit einem hellen Glanz. Das Mädchen schüttelte stumm, aber bestimmt den Kopf und brach erneut in Tränen aus.

Vielleicht, dachte Tertia, glaubt sie nur nicht, dass der Händler wirklich mit ihr machen kann, was immer er will. Diesen Fehler würde sie selbst nicht begehen. Mit einem jähen Entschluss kroch sie zwischen die Räder des Fuhrwerks.

Der Boden hier war aus Erde, festgetretener Erde mit Steinchen und Abfall, der an ihren Beinen und Armen kratzte, als sie sich so flach wie möglich machte und mühsam voranzog. Sie tauchte auf der anderen Seite des

Karrens wieder auf, wurde von einem Paar Beinen grob zu Boden gestoßen, rasselte sich hoch – und rannte los.

*

Lycus konnte sich bessere Tage vorstellen. Früh aufzustehen, nur um seinem Patron kurz nach Sonnenaufgang seine Aufwartung machen zu können, war sein Schicksal als Freigelassener, ganz gleich, wie lange sein Sklavendasein schon zurücklag. Trotzdem war es an manchen Tagen eine Qual, zusammen mit einer Schar weiterer Klienten schon zur ersten Stunde im Vestibulum des ehrenwerten Lucius Aemilius Paullus herumzustehen, vor allem, wenn man am Abend zuvor unerfreuliche geschäftliche Neuigkeiten erhalten und daraufhin etwas zu viel Wein aus Setia getrunken hatte. Lycus hätte gerne mit seinem Patron unter vier Augen über diese Nachrichten gesprochen und wollte die morgendliche Aufwartung zumindest dazu nutzen, um eine Unterredung zu erbitten, aber Aemilius hatte ihn heute geflissentlich übersehen. Zufall oder Absicht?

Während er auf das Forum Boarium zusteuerte und dort mehr und mehr Bekannte traf, versuchte Lycus, sich seine Grübeleien nicht anmerken zu lassen. Unter den Freigelassenen seines ehemaligen Herrn war er einer der erfolgreichsten: Er war stolzer Besitzer einer Garküche, einer Töpferei, eines Bordells, zweier Mietshäuser, einer

Gauklertruppe und noch dazu an einem der Theater beteiligt. Gewiss, die meisten dieser Besitztümer waren nicht eben dazu geeignet, ihm einen guten Ruf zu verschaffen, aber sie waren äußerst einträglich, und Aemilius hatte sich noch nie beschwert, wenn er die jährlichen Abgaben erhielt, die sein Freigelassener ihm schuldete. Nur in der letzten Zeit lief alles schief.

Lycus hielt es mit dem Grundsatz, nie mehr Steuern zu zahlen, als unbedingt nötig war. Deswegen hatte er sein Bordell nie offiziell registrieren lassen. Es befand sich im gleichen Gebäude wie die Garküche, und soweit es das Auge des Gesetzes betraf, arbeitete jedermann dort ausschließlich am Herd oder zählte zu der Gauklertruppe. Jahrelang war das gut gegangen, aber nun hatte man Lycus mitgeteilt, er sei wegen illegaler Zuhälterei angezeigt worden. Und das nur, weil ein übereifriger Beamter sich einen Namen machen wollte! Die Bestechungssummen, die verlangt wurden, um die Sache zu glätten, waren horrend – es sei denn, der Patron ließ sich überzeugen, seinen Einfluss geltend zu machen. Aemilius war mit einer Enkelin des Herrschers vermählt. Kein noch so ehrgeiziger Beamter übersah so etwas.

Andererseits musste Lycus vorsichtig mit der Anzahl von Gefallen sein, um die er seinen Patron bat, denn er brauchte Aemilius' Hilfe auch noch in anderen Angelegenheiten. Das Theater, an dem er beteiligt war, hatte Einbußen erlitten, seit in der Nähe eine Gladiatorenschule eröffnet worden war. Lycus hatte dem

Besitzer, der von allen nur »der Pompejaner« genannt wurde, vorgeschlagen, sich zu beiderseitigem Gewinn zusammenzutun, aber der hatte ihm die kalte Schulter gezeigt und überdies vorgegeben, selbst von allerhöchster Stelle protegiert zu werden.

Bei seinem dritten Ärgernis konnte ihm auch Aemilius nicht helfen: Einer der Kunden des Bordells war in der gestrigen Nacht handgreiflich geworden, hatte seinem Mädchen das Gesicht und die linke Brust aufgeschlitzt und sich überdies geweigert, zu bezahlen, wohl wissend, dass Lycus nur Schadensersatz wegen Sachbeschädigung fordern konnte, selbst wenn er vor dem Gesetz zugab, ein Bordell zu unterhalten. Natürlich verfügte Lycus über ein paar große und kräftige Sklaven, die in derartigen Fällen eingreifen sollten, aber der Mann konnte besser mit einem Messer umgehen, als sich das für Bordellkunden schickte, und hatte einem der Sklaven noch eine schwere Bauchwunde beigebracht, ehe er entwaffnet werden konnte. Das bedeutete Ausgaben, Ausgaben, Ausgaben.

Huren mit Narben waren alltäglich, vor allem, wenn es sich um Barbarinnen handelte, die man über große Strecken nach Rom gebracht hatte. Ob von Peitschen, Fußfesseln oder Stöcken, irgendwelche Narben hatten sie alle. Manchmal war das sogar gut für das Geschäft; es gab Männer, die eine Narbe auf dem Rücken, dem Hintern oder um das Fußgelenk, das ohnehin nur Dirnen mit bunten Ketten schmückten, als besonders anregend empfanden.

Aber Narben im Gesicht waren etwas anderes. Narben im Gesicht waren abstoßend, nicht reizvoll.

Da das Mädchen eine seiner besten Dirnen war und immer die zehn Kunden pro Nacht schaffte, die er verlangte, hatte Lycus sie zu dem Aeskulap-Tempel auf der Tiberinsel bringen lassen. Dort war man erfahren darin, verletzte Sklaven wieder zusammenzuflicken, aber es würde trotzdem dauern, bis Sosia wieder arbeiten konnte, und dann würde ihr vernarbtes Gesicht einige Kunden gewiss abstoßen. Um den Leibwächter mit der Bauchwunde war es ganz und gar geschehen. Kurzum, Lycus musste ein paar neue Sklaven kaufen, und angesichts der Bestechungssummen, die ihm drohten, wenn Aemilius ihm nicht half, machte ihn diese Aussicht alles andere als glücklich. Gewiss, vor Kurzem hatte er zwei Tänzerinnen aus seiner Gauklertruppe mit Gewinn an einen Ritter verkauft, aber da er sie ersetzen und den Ersatz erst neu anlernen lassen musste, war das Geld dafür schon verplant gewesen. Nun kamen nichts als weitere Ausgaben auf ihn zu.

Er hatte beschlossen, auf dem alten Forum Boarium mit der Suche anzufangen, wo es Billigware gab, nicht so exotische Sklaven wie vor dem Tempel des Castor und Pollux, für die man Unsummen ausgeben musste. Aber hier bestand eben auch die Gefahr, nichts Geeignetes zu finden.

»Warum so ein langes Gesicht, Aemilius Lycus?«, unterbrach eine trockene Stimme seine Gedanken. »Der Tag ist so schön!«

Da er den Sprecher bereits am Tonfall erkannte, machte sich Lycus, der wie alle Freigelassenen den Namen seines alten Herrn angenommen hatte, nicht die Mühe, hastig ein Lächeln aufzusetzen. »Wie man es nimmt, Naso«, entgegnete er achselzuckend und nickte dem hageren Mann zu, der ihn begrüßt hatte. Sie kannten einander, seit Lycus' Theatertruppe die *Medea* des Dichters aufgeführt hatte; überdies waren sie sich ein paar Mal im Haus seines Patrons begegnet.

Im Allgemeinen hielt sich Lycus lieber an die Komödien von Plautus, der seit Jahrhunderten tot und daher nicht in der Lage war, Entgelt zu fordern, aber Ovidius Naso war als Schriftsteller sehr in Mode. Sein Buch über die Liebeskunst war das bestverkaufte Buch der letzten acht Jahre. Er hatte Lycus und seinen Mitteilhabern mehr zahlungskräftige Besucher aus dem Patrizierstand in das Theater gebracht als jemals zuvor. Man musste dem Mann auch anrechnen, dass er sich nicht zu schade war, auf offener Straße mit Lycus zu reden, etwas, wozu sich sehr viele der Edlen, mit denen Lycus sonst beruflich zu tun hatte, gewiss nicht bequemten.

»Da die Musen wieder mit mir sprechen«, sagte Ovidius, »ist es ein sehr guter Tag für mich.«

Der selbstverliebte Ton, den der Dichter anschlug, war nicht nach Lycus' Geschmack. *Aber was soll's*, dachte er. *Es gibt Investitionen, die sich lohnen*. »Sie diktieren dir nicht zufällig etwas, das ich ...«, begann er, wurde jedoch jäh unterbrochen, als von links etwas gegen ihn prallte, das er

zunächst für ein Kind hielt. Gleichzeitig hörte er wütendes Geschrei.

Die Jahre in Freiheit und ein gewisser Wohlstand, auf den er stolz war, hatten Lycus einen Bauch eingebracht, aber auf die Worte »Halt, Halt!« reagierte er noch so geschwind wie eh und je. Als sich das Kind wieder aufrappelte, griff er zu, hielt es fest und fasste es dabei genauer ins Auge. Erstaunt fiel ihm auf, dass dieses winzige Geschöpf ausgesprochen unkindliche, weibliche Formen besaß und ein nicht unschönes Antlitz, das die unfertige Weiche eines Kindergesichts bereits verloren hatte. Die schwarzen Haare waren lang genug, um einer erwachsenen Frau Ehre zu machen. Sie wehrte sich und versuchte, ihn zu beißen, doch Lycus hatte viele Erfahrungen mit arbeitsunwilligen Mädchen, die wesentlich größer waren, und wusste, wie man dergleichen vermied. Der Griff, mit dem er die Zwergin hielt, wurde eisern.

»Lass sie doch atmen«, sagte Ovidius, der sie interessiert beobachtete, als sich ihre Wangen purpurn färbten. »Sie erstickt dir noch.«

Inzwischen war der Rufer aufgetaucht, schnaufend und selbst hochrot im Gesicht. Ein Bauer aus der Provinz, der im Handel herumpfuscht, entschied Lycus, der selbst sein Leben als Lycos aus Athen begonnen hatte und dazu neigte, die Italer außerhalb von Rom samt und sonders als Barbaren zu sehen.

Der Mann erklärte wortreich, die Kleine sei sein Eigentum, und setzte zu weiteren Argumenten an, als sie ihn unterbrach. »Ich gehöre ihm nicht«, erklärte sie mit einer Stimme, die für so ein kleines Ding erstaunlich durchdringend war und weit trug. Sie musste wohl Übung darin haben, sich gegen Geschrei durchzusetzen. »Ich bin eine Prinzessin und von Seeräubern geraubt worden. Aber wenn meine Untertanen mich finden, werden sie alle, die mir wehgetan haben, ans Kreuz schlagen, aufhängen oder köpfen. Und diejenigen, die mir helfen, werden sie belohnen«, verkündete sie voll inbrünstiger Überzeugung. Die Tatsache, dass sie eine eigenartige Mischung aus ordentlichem Latein und sabinischem Dialekt sprach, ruinierte den Effekt natürlich, aber Lycus konnte das Potenzial erkennen und wurde nachdenklich.

Ovidius lächelte amüsiert. »Wie lautet dein Name, hochedle Fremde?«, fragte er, was den Händler davon abhielt, ihr die Ohrfeige zu verabreichen, für die er die Hand schon erhoben hatte. Lycus nutzte die Gelegenheit und teilte dem Provinzler mit, für eine Sklavin, die schon vor dem Verkauf ihre ungebärdige Natur so deutlich gezeigt habe, werde er sicher nicht viel erhalten, aber er, Lycus, sei ein Mann mit mitleidvollem Herzen.

»Tertia«, sagte die Kleine misstrauisch. Sie spürte offenbar, dass Ovidius sie nicht ernst nahm.

»Die Dritte?«, sagte der Dichter. »Das ist ein schlechter Name, den nur einfallslose Bauern ihren Töchtern geben. Nein, du hältst mich zum Narren. Dein Name lautet ...

Andromeda. Alle gefangenen Prinzessinnen sollten Andromeda heißen.«

»Du hältst mich wohl für dumm!«, polterte der Händler gleichzeitig. »So eine Missgeburt ist eine Seltenheit. Dafür zahlen sie hier in der Stadt mindestens tausend Denare, das weiß ich genau.«

Der Bauer hatte mehr Recht, als er wissen konnte. Zwerge waren an sich bereits ungeheuer selten; Lycus hatte in seinem Leben nur drei gesehen, und er lebte seit Jahrzehnten in Rom. Zwerge, die keinen gedrungenen Oberkörper, keinen zu großen Kopf und zu kurze Beine besaßen, sondern stattdessen wie gewöhnliche Menschen gewachsen waren, nur in einer viel kleineren Größe – von solchen Kreaturen hatte er nur gehört, bis er das Mädchen heute vor sich sah.

Während sich Lycus in den Handel mit dem Provinzler stürzte, nahm er aus den Augenwinkeln wahr, dass sein zukünftiges Eigentum keine Anstalten mehr machte davonzulaufen, weil es mit Ovidius schwatzte. Er fand das gleichzeitig erstaunlich, beruhigend und jämmerlich. Nach seiner beträchtlichen Erfahrung, sowohl als Sklave als auch als Freigelassener, erreichte nur eine Art von Mensch die Freiheit, ganz gleich, ob durch die Gunst des Herrn oder durch das Weglaufen: die Art, die sich durch nichts und niemanden von ihrem Ziel ablenken ließ. Trotzdem würde er die Zwergin das Halsband mit der Bronzescheibe tragen lassen, das einen fluchtverdächtigen Sklaven kennzeichnete. Es konnte nicht schaden, vorsichtig zu sein.

Schließlich verständigte er sich mit dem unerfahrenen Händler auf siebenhundert Denare.

»Zweitausendachthundert Sesterzen«, jammerte Lycus laut, während sich seine Stimmung in Wahrheit immens gebessert hatte. Das war noch nicht einmal ein Zehntel des tatsächlichen Werts. Solche Momente waren es, die ihn immer wieder dazu brachten, selbst auf den Markt zu gehen, statt einen seiner Sklaven zu schicken. Vor seiner Freilassung war er der beste Händler gewesen, den Aemilius Paullus je besessen hatte, und er genoss es, sein größtes Talent auch in eigener Sache auszuüben. Er war so zufrieden mit sich, dass er dem Mädchen noch ein paar Worte mit Ovidius gönnte, ehe er sich daranmachte, Ersatz für seinen Rauswerfer und seine verwundete Dirne zu besorgen. Wenn er Glück hatte, dann war der Bauer nicht der letzte dumme Händler gewesen, dem er heute begegnete. Schließlich waren die achttausend Sesterzen, die man üblicherweise für eine hübsche Sklavin zahlen musste, eine stattliche Summe, und es fiel ihm schwer, sich von seinem hart verdienten Geld zu trennen, wenn es sich vermeiden ließ.

Notfalls konnte er natürlich auch die Zwergin in seinem Bordell einsetzen, aber die Mehrzahl seiner Kunden war nicht an Kindern und Missgeburten interessiert. Bisher hatte man in seinem Haus nur erwachsene Kost bekommen, und er war stolz darauf. Die Kleine lohnte sich an anderer Stelle bestimmt mehr.

»Kannst du auf den Händen stehen und singen?«, fragte er die Zwergin, während er in Gedanken noch einmal die Kosten und möglichen Erträge durchging.

»Hat mir nie jemand beigebracht«, erwiderte sie und blickte mit einem Mal erleichtert drein, als habe sie andere Fragen befürchtet. »Aber ich kann es lernen. Ich lerne sehr schnell!«

»Hm. Wie war noch mal dein Name?«

»Andromeda.«

Ovidius lächelte, und Lycus nickte zufrieden. Niemand, der ein Sklave wurde, behielt seinen alten Namen, und wenn man dazu da war, die Menschen zu unterhalten, dann war ein Aufsehen erregender Name besser als ein schlichter.

»Dann leb wohl, Prinzessin«, sagte Ovidius. »Ich wünsche dir Glück und ein langes Leben in Rom.«

»Glück und ein langes Leben, hoch-ed-ler Fremder«, erwiderte sie, seine Formulierung wiederholend, und obwohl man den sabinischen Dialekt in ihrer Stimme bei dem Wort *Leben* noch hörte, war der Rest richtig ausgesprochen, als hätte sie den Gruß hier in der Stadt gelernt. Zumindest war sie nicht dumm. Bei Huren hatte Lycus nichts gegen Dummheit, im Gegenteil, dann machten sie ihm keinen Ärger, aber seine Mimen brauchten eine gute Auffassungsgabe.

»Warte noch, Naso«, sagte er rasch. Ihm war eingefallen, dass sein Patron auch der Gönner des Dichters war, wenngleich Lycus vor Aemilius' Heirat freigelassen worden